

# In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 92.

Posen, den 21. April 1928.

2. Jahrg.

## Die Jagd nach der Braut.

Eine Geschichte zwischen Vachen und Weinen.

Von Alfred Schrottauer.

20. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

XXII.

Sehr gut war es auch, daß ihre Fingerfertigkeit ihm einige Augenblicke schenkte, aus dem Abgrund des Erschreckens, in den er hinabgestürzt war, wieder emporzuklimmen. Als sie ihn freigab, hatte er sich soweit gefunden, um fragen zu können:

„Wie — wie kommst du hierher?“

In überstürzten Worten klärte sie ihn auf.

Man hatte sie hierher gebracht, da niemand von ihrer Bewachung dem Balle fernbleiben wollte. Und sie allein zu lassen, selbst gefesselt, schien ihnen zu gefährlich.

Jetzt erst fiel ihm auf, daß auch sie als Dubarry —

„Man zwang mich, dieses Kostüm anzuziehen. Es gleicht genau dem dieses Weibes, das diese Leute anführt. Es war eine List. Sie glaubten, im Falle einer Razzia durch dieses doppelte Kostüm die Polizei irre zu führen.“

„Mein Gott,“ durchfuhr es ihn, dann sind ja drei Dubarrys hier!“ Sie hastete weiter: „Das ist eine abgefeimte, du! So etwas von Durchtriebenheit! Doch das ist ja nun alles gleich. Jetzt, wo ich dich wiederhabe.“

„Ja — wie —?“

„Ich mußte in einerloge Platz nehmen. Sah dich aber gleich. Aber wie kommst du hierher?“

„Ich verfolgte deine Doppelgängerin.“

„Ach so! Ihr seid auf ihrer Spur?! Ich sah dich aus dem Saale gehen. Alle tanzten. Der Saalausgang vorn ist gut bewacht. Sie denken, ich kann ihnen nicht entkommen. Es ist ein Verbrecherball.“

„Ich weiß.“

Er blickte bekümmert nach der Tür. Wenn Ellinor jetzt kam —

„Ich gelangte auf den Gang, sah die Tür zum Garten offen — stürzte hierher —“

„Aber — deine Worte —“

„Ach, Bob, ich wußte, daß du dich Vater gegenüber gestern Abend mit mir verlobt hast. Er konnte es nicht für sich behalten. Er kam gestern Abend noch zu mir ins Zimmer. — Ich konnte es nicht glauben. — Und heute hatte ich in meiner Gefangenschaft so viel Zeit, darüber nachzudenken. Tausend Zweifel — tausend Hoffnungen — wieder tausend Zweifel. Aber jetzt hast du sie mir alle genommen.“

Sie lächelte beglückt.

Er sah immer nur auf die Tür.

„Du hast recht,“ nickte sie. „Sie können mich jeden Augenblick vermissen. Und suchen. Uns bleibt nur —“ sie blickte sich suchend um — „dort, die Mauer!“

„Sie ist zu hoch,“ bemerkte er ohne rechten Fluchter.

„Vielleicht findet sich dort um die Ecke des Hauses

eine Stange oder Leiter oder sonst etwas. Ich turne gut. Rasch, lauf, Bobby, sieh' nach. Rasch!“

Er lief, er bog um die Ecke, er suchte, er fand. Zwei große Tonnen lagen dort — und ein Brett. Er griff zu. Gedanken hatte er kaum. In seinem Hirn war Sintflut. Er rollte mit aller Kraft eine der Tonnen und lenkte sie mühselig um die Ecke des Hauses.

Das Mädchen stand dicht an der Tür zum Garten auf angstvoller Wacht. Das Bistier hatte es bedächtig wieder angelegt.

„Hast du was gefunden?!“ rief Florence leise mit unterdrückter Freude.

Er trudelte sein Faß. Sie kam zu ihm, half. Bald standen die beiden Monstren mit dem Brett über ihren Häuptern an der Gartenmauer.

Sportgeübt kletterte sie hinauf. Eine Sekunde später ließ sie sich an der Außenwand des Gartens hinab. Er folgte.

Sie befanden sich in einer Straße. Sie sah seine Hand. Sie ließen. Ein Auto kam des Weges. Sie sprangen hinein.

Nach Atem ringend, lag sie an seinem Herzen. Er streichelte gefühllos ihre Schulter.

Kein Wort wurde gesprochen.

Der Wagen hielt in Riverside Drive.

Sie gingen ins Haus. Traten in das kleine holzgetäfelte Rauchzimmer.

Da nahm Ellinor das Bistier ab und sagte mit einem kleinen häßlichen Lächeln:

„So leicht, mein Lieber, ist es nicht, uns zu überlisten. Während du das erste Faß geholt hast, haben wir deine liebe Braut wieder eingefangen. Und um Zeit zu gewinnen, sie in Sicherheit zu bringen, habe ich — doch Sie begreifen. Denn da die Maskerade nun vorüber ist, können wir uns wohl wieder „Sie“ sagen.“

Bob sagte weder „Sie“ noch sonst etwas. Er fühlte Wellenbewegung unter den Sohlen.

XXIII.

Neues Leben blühte erst wieder aus den Ruinen seines geistigen und seelischen Zusammenbruches, als Ellinor — diesmal war und blieb es Ellinor — sich mit den Worten zur Tür wandte:

„Nun leben Sie wohl. Jetzt wird Ihre Braut wohl wieder in Sicherheit sein.“

Mit einer lebenswichtigen kleinen Verbeugung ergriff sie den Porzellanknopf der Tür.

Da stand er neben ihr. Heiser rief er hervor:

„Ich bitte Sie, bleiben Sie!“

„Bin ich Ihre Gefangene?“

„Nein, nein. Ich vielmehr der Ihre. Doch lassen Sie mich vernünftig sprechen. Sehen Sie sich. Hören Sie mich an. Und wenn Sie dann noch gehen wollen, ist der Weg für Sie frei.“

„Wollen Sie mir wieder Moralspaßen halten?“

„Sehen Sie sich, bitte.“

Sie suchte in einem der Klubessel Platz zu finden. Doch die Reifen ihres Rocks erhoben aufbäumend Widerspruch. Sie lachte und versuchte ihr Heil auf dem Boden. Dort ging es besser.



„Also — ich sitze,“ lächelte sie schalkhaft, „und harre demütig Ihrer Worte.“

Er stand vor ihr, suchte nach einem Ausdruck seiner kämpfenden Erregung und sah nur, daß sie in der Puderperücke schöner war als jemals zuvor. Sie erkannte die Richtung seines Blickes.

„Wenn der Kopfschmuck Ihre Redefunst beeinträchtigt, will ich ihn gern abnehmen,“ sagte sie gnädig.

„Nein, nein. Die Tracht kleidet Sie blendend. Sie sehen darin herrlich aus.“

„Sind Sie überzeugt, daß es nicht Juana ist, die Sie in mir sehen?“

Es klang nicht mehr eifersüchtig, nur schelmisch.

„Reden Sie nicht von der! Liebe Ellinor, lassen Sie nur fünf Minuten Ihren Spott und Uebermut. Nicht, als ob ich es nicht liebe! Alles an Ihnen liebe ich.“

„Alles? Auch meinen zweifelhaften Beruf?“

„Ich flehe Sie an, seien Sie einmal ernst. Ich spreche so blutig ernst zu Ihnen, wie ein Mensch nur sprechen kann.“

„Ich bin ernst,“ lächelte sie. Aber es war doch ein Schimmer von aufrichtiger Teilnahme in ihren Augen.

„Ellinor — ich habe mit mir gerungen.“

Sie öffnete die Lippen, unterdrückte aber heldenhafte eine kleine scherzhafte Bosheit.

„Dieser Tag hat mich in einen furchtbaren Kampf mit mir gestürzt. Ich will ganz offen mit Ihnen reden. Denn ich fühle, mein Leben hängt davon ab, daß Sie mich verstehen.“

„Ich will mir Mühe geben.“

„Ich war schlecht und feige.“

„Sie.“

„Ach! Mein Vater ist vor kurzem gestorben. Er hinterließ mir ein bankrotttes Geschäft, ohne sein Ver schulden. Er war der ehrenhafteste und liebevollste Mann. Es lag an den Verhältnissen. Kurz, das Geschäft stand vor dem Ruin.“

„Ich verstehe.“

„Nun sehen Sie, Ellinor, ich war als ein verwöhnter Mensch aufgewachsen. Es schien mir unerträglich, in Armut und gesellschaftliche Verachtung zu versinken. Da beging ich Verrat an einem anderen und an mir.“

„Verrat?“ Sie fragte es mit warmem Mitgefühl.

„Es bot sich mir die Gelegenheit, ein sehr reiches Mädchen zu heiraten. Ich liebte sie nicht. Ich „schätzte“ und „achtete“ sie. Sie wissen ja, wie in solchen Fällen die selbstbetrügerische beschönigende Phrase lautet.“

Ellinor nickte. Sie war bleich geworden.

„Gestern Abend hat ich den Vater um die Hand des Mädchens. Heute Nacht ist sie von Ihnen entführt worden.“

Er schwieg.

Auch Ellinor sagte nichts. Eine Weile blickten sie sich stumm und geisterhaft ernst an.

Dann begann er wieder mit heiserer Stimme:

„Ich hatte mich zu dieser Ehe entschlossen in dem Glauben, ich könnte nicht lieben. Ich hatte wohl oft geflürtet, geliebt nie. Und glaubte, diese — Himmels gabe — ja, das ist sie wohl trotz allem — sei mir versagt.“

„Oh,“ lächelte sie lieb.

„Heute früh —“

„Gestern,“ verbesserte sie.

Er blickte verständnislos drein.

„Es ist gleich 3 Uhr morgens,“ sie zeigte auf die kleine Uhr auf dem Kamin. Er begriff.

„Natürlich gestern morgen lernte ich Sie kennen. Und seitdem“ — seine Stimme sank zu einem scheuen Flüsterton herab — „weiß ich, daß mir die Gabe der Liebe nicht versagt ist.“

Sie sah zu ihm auf mit Augen, die plötzlich feucht waren.

„Lieber,“ sagte sie ganz leise.

Er trat dicht an sie heran. Sein Knie berührte ihren Reifrock.

„Ellinor, ich hab' mit meinem Gewissen und meinen Pflichten gerungen. Glauben Sie mir das. Ob ich siegt habe oder unterlegen bin, weiß ich nicht. Nur eins weiß ich: dieser Tag und die Nacht haben aus mir einen Mann gemacht, der jetzt — vielleicht erst seit Minuten weiß, was er zu tun hat. Aber jetzt weiß ich es.“

„Was ist es?“ Sie war völlig verändert. Zart, frauenhaft, rührend, ergriffen.

„Ich habe kein Recht, jenes Mädchen zu heiraten. Es wäre ein Verbrechen. Ich will ehrlich mit dem Vater sprechen. Ich weiß, ich bin dann ein Bettler. Aber ich weiß nun auch, daß ich jung bin und Kraft habe und arbeiten kann. Ellinor, Sie sollen sehen, wie ich arbeiten kann.“

„Ich?“

„Setz bitte ich Sie — wie nur ein Mensch bitten kann — um eins: geben Sie Florence frei. Reißen Sie sich los von diesem Gesindel. Beginnen Sie Ihr neues Leben mit dieser ersten guten Tat. Sagen Sie mir, wo sie ist.“

„Weshalb?“

„Damit ich einen Teil meiner Schuld an ihr gutmachen kann.“

„Und dann?“ Sie sprach jetzt ohne einen Hauch ihrer früheren Reckheit.

„Dann — Ellinor —“ er beugte sich zu ihr nieder, „dann werde ich dich bitten, mein Weib zu werden!“

„Mich!“

Es war ein heller Jubelschrei.

„Ja, Ellinor. Ich bin arm, habe nichts. Aber ich werde arbeiten. Wir verlassen Newyork. Wir gehen nach dem Westen, wo man immer noch zwei starke junge Arme gebrauchen kann. Jede Arbeit will ich für dich tun — jede Not für dich tragen — jeden —“

„Du — du —“ stieß sie leuchtend hervor — „du könntest — die — Verbrecherin — zu deinem Weibe machen?“

„Ich liebe dich,“ sagte er schlicht, „und da ist wohl alles gleich.“

Sie barg das Gesicht in den Händen.

Er kniete vor ihr nieder, löste mit sanfter Gewalt ihre Hände von dem Gesicht, hob es zu sich empor und fragte: „Willst du, Ellinor?“

Sie erwiderte nicht in Worten.

Doch ihre leidenschaftlichen dankbaren Küsse waren Antwort genug.

Da schrillte die Haustürglocke grell durch die Stille des werdenden Frühlingmorgens.

#### XXIV.

Die Liebenden schrafen voneinander.

„Was ist das?“ fragte Ellinor bang.

„Ich werde sehen.“

Doch ehe Robert den Rauchsalon noch verlassen hatte, prallte die Tür auf, herein stürzte Bill Hoot. Draußen in der Diele lag Florence in den Armen des beglückten Vaters.

„Da ist sie!“ rief der erfolgreiche Polizeimann mit heroischer Geste.

„Sie haben —?“

„Allerdings, mein Lieber. Ich habe. Und Sie haben auch. Sie haben Ihre Braut wieder.“

„Bob!“ jauchzte draußen eine Stimme.

Herein flog Florence. Auf den Bräutigam zu flog die Braut.

Der wach bestürzt zurück.

Aus dem Sofa war Ellinor aufgeschneit.

In die Tür trat Jeremia.

Wie vom Blitz getroffen, stand wartend vor dem zurückweichenden Bräutigam die Braut.

„Bob,“ flüsterte sie ohne Ton und Klang. „Bobby, ich bin es doch — deine Florence!“



„Er ist vor Freude übergeschnappt,“ stellte bündig und brutal der Polizeimann fest.  
„Aber mein Bobby — mein Bobby,“ jammerte Florence — „was ist dir? Ich bin es doch — ich — Florence!“

„Ich weiß — ich weiß —,“ bekannte Bob, „ich — ich —“

Der Alte trat auf den Eidam zu. „Mein Junge, fasse dich!“ rief er jovial und schlug Robert derb auf die Schulter, „sie ist da — sie ist wieder da — leidhaftig haben wir sie wieder.“

„Ja — ja,“ ächzte der glückliche Bräutigam. Hilflos blickte Florence sich im Zimmer um. Jetzt erst gewahrte sie Ellinor.

„Da ist ja — da ist ja dieses Weib!“ schrie sie auf. „Sawohl, wenn Sie nichts dagegen haben,“ sagte Ellinor mit ihrer jäh aufgелеbten alten Redheit, „ich, in Person.“

„Was will die hier?“ fragte Florence verächtlich. Robert würgte vergeblich nach Worten.

Doch Ellinor würgte nicht. Sie war um Worte selten verlegen.

„Das werden Sie sofort erfahren,“ erklärte sie schnippisch.

„Schneller als Ihnen vielleicht lieb ist. Sag' ihr doch, Bobby, daß ich deine Braut bin.“

(Schluß folgt.)

## Der Frühling der Arbeit.

Aus einer Dauerngeschichte.

Wenn die alte Frau Petermann Ende Februar oder Anfang März ihre Nase mit der ständig verrutschenden oder zum mindesten schief stehenden Brille aus den beiden großen, roten feineren Hoftorfeilern hinausstreckte und die Straße hinaus- und hinabguckte, dann war der Frühling nicht mehr allzufern. Das Erkennen der alten Frau Petermann war ein verlässlicheres Zeichen als der Frühlingsanfang im Kalender. So auch im letzten Jahre.

Doch nicht nur als lebendiger Kalender, sondern auch als lebendige Prophetin genoß die Alte berechtigten Ruf. Nicht wegen ihrer selten eintreffenden Prophezeiungen. Das hatte sie mit den größten Propheten der alten und neuen Zeit gemeinsam. Aber wegen des Umstandes, wie sie ihre Weissagungen einleitete. Aus den Zeichen des Himmels und der Erde, aus dem Zuge der Wolken, dem Fluge der Vögel, dem Stande der Saaten, dem Steigen oder Fallen des Grundwassers, dem Schreien des im Nachbarhofe nistenden Rauges: aus so mancherlei Dingen wies sie den Weg, wies sie unter klugen Reden das Wesen der nächsten Zukunft. Nur, daß sie meistens ganz anders kam.

Die prophezeiten trocknen Jahre wurden nasse und umgekehrt. Aber die alte Petermann rettete stets ihr Ansehen, indem sie einer plötzlich neu eingetretenen Konstellation die Wirkung zuschrieb. Und da sie an der Straße der großen Welt wohnte, die bedeutende Hauptstädte miteinander verband, war auch der stark zunehmende Autoverkehr — diese „Deuwelswagen“ — manchmal Schuld daran, daß der Flug der Enten oder Wildgänse getrogen hatte — und alles ganz anders kam. Nicht zuletzt in der Politik, wo Frau Petermann für eine Hälfte des Dorfes namentlich für die deutsch-polnischen Verhandlungen eine unbedingte Autorität war.

Doch diese, politische Weise ihres Wesens ist so bedeutsam, daß sie in anderen Zusammenhängen genauer geschildert werden muß. Schon deshalb, weil das Thema: Abwanderung oder Hienbleiben oft den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen bildete und Stimmungen machte.

„Ja, — Ja, der Roggen wird alle meistens kaputt sein“ — rief sie heute dem vorübergehenden Nachbarn aus dem Lore zu, „und der strenge Winter gibt sicher ein ganz trockenes Frühjahr.“ „Es wird mit dem Eien auch man recht siver sein.“ „Das hiesigen Regen und Schnee, der Boden ist über Winter ganz ausgetrocknet.“ „Das gibt wohl ein sweres Jahr.“ Dabei rutschte die Brille links tiefer nach Westen, während das rechte Auge durch das hochstehende Glas prüfend den Himmel absuchte nach neuen Zeichen. So wies das Gesicht eine Mischung von echter weiblicher Bauernpragmatik, die auch einen alten Pfarrer täuschen kann, und sinnige Nachdenklichkeit um die grauen Schläfen herum. Im ganzen ein nicht unsympathisches Gesicht.

„Ja, ja, Frau Petermann, meinte der junge Bauer, dem sie die Worte zurief — „aber es kann auch anders kommen.“ Denn vierjährige Kriegserfahrungen und das Umlernen im neuen Staat hatten ihn sehr vorsichtig, ja misstrauisch und feindselig allem Alten gegenüber gemacht. Die Welt war ihm entgöttert. Was er hatte, waren sein Ader, seine Adergeräte, der Pflug, die Egge, der Grubber, und all die neuen Geräte, die eine zeitgemäße Bauernwirtschaft nicht entbehren kann. Auf seinen Ader, dessen Güte er genau kannte, baute er, der war ihm treu — und sein Fund. Dann war ihm, wie das so ist, noch eine Frau dazu gekommen.

und damit eine neue Welt, in der er ja noch may austannte. Doch was alles andre auch war — es blieb nebensächlich. Ein urmächtiges Gefühl, mit seinem Boden zusammenzugehören, zu eins, bis daß „der Tod uns scheidet“: das war seines Lebens echter Inhalt. Ein Inhalt, den alle Predigten in der Kirche nicht erschütterten. Das waren für ihn meistens Worte, die er oft nicht verstand und die an den Erfahrungen des Krieges gemessen hohle Phrasen blieben. Leben konnte nur harter Wille sein. Wenn das verfluchte Erbrecht nicht wäre — das Ungewisse.

Aber darüber wollte er die alte Petermann nicht mehr hören. Er hatte ihre letzten Reden, mit seinen Gedanken beschäftigt, schon überhört. Latrinenparolen, hatte die Front das treffend genannt.

„Ja, ja, Frau Petermann!“

„Ich habe keine Zeit mehr.“ Ein kurzer Ruf, und die kräftigen braunen Pferde zogen den Wagen in die Richtung des Feldes, wo der letzte Frost mit der Frühlingssonne um die Herrschaft stritt. So war es zum Pflügen zu früh, zum Schleppen die beste Zeit. Man mußte erst einmal versuchen.

„Alte Trauerposaune,“ murzte der junge Bauer noch, als die Nasenspitze von Frau Petermann unter der Brille hinter den Torpfeilern verschwand. Dann umfakten seine Gedanken all die Arbeit, die vor ihm lag. Sie war schwer und mußte gründlich getan werden. Denn Heinrich Wolters besaß den Chroetz, allen voran zu sein. So pflügte er gut, hielt eine rationelle Fruchtfolge inne, gebrauchte neben Stalldünger vielen künstlichen Dünger, und er hatte sein sämtliches Getreide.

Dieser Ehrgeiz, fortschrittlich zu wirtschaften, brannte ihm besonders im Blute, seitdem er durch den Fortzug vieler deutscher Nachbarn neue polnische bekommen hatte. Aus der Gegend von Warschau, aus Galizien, aus der Wilnaer Gegend und auch Rückwanderer aus Amerika, die besser englisch als polnisch sprachen. Mit diesem im Gespräch behielt Heinrich Wolters seine in amerikanischer Gefangenschaft erworbenen englischen Sprachkenntnisse. Denn das Polnische, soviel er auch verstand, war seiner Zunge beim besten Willen zu schwer. „Kafrem“, dies liebe herzliche Wort, hing bei ihm immer wie Schinken an.

Unter dieser Umgebung seine Wirtschaft um seinen Preis zu vernachlässigen, hier zu zeigen, was man als Deutscher auch unter veränderten Verhältnissen allein durch die Arbeit leisten kann: aus solchen Gedanken erwuchs die Kraft seines Tuns. Solche nüchterne Erkenntnis verschiebt alle Poesie des Frühlings für den Bauern auf den Sonntag, wenn er ausruhen kann. Dann sieht er die Schönheit der Sonne mit andern Augen, das Grün der Felder, die Knospen der Sträucher. Dann ahnt er Schönheit, doch viel mehr ist es nicht, weil alles Wachsen nüchtern nachgerechnet werden muß für Löhne, Reparaturen, für Steuern — weil jedes Feld auf seinen Ertrag hin betrachtet wird. Und die Schönheit wird meistens nur im Anschauen des Erfolges der eignen Arbeit empfunden. Daran sollten alle Dichter denken, die gegenwärtig „Bauernpoesie“ schreiben. Nüchtern im Denken war Heinrich Wolters, wie nur ein Bauer sein kann, der niederländischen Stammes ist, der, wie wir sagten, das Lebensproblem und seine schwereren Fragen nicht mit Worten, sondern mit dem Willen lösen will. Das ist auch angelsächsische Eigenschaft. der Slawe ist anders.

Mutter Petermann hatte recht behalten. Aber nur in einem. Der Frühling war gekommen, wie das so der Fall ist, seit Gott die Welt geschaffen, oder wie die ganz Klugen sagen: „seit die Erde entstanden ist.“ Eine herrliche, wissenschaftliche Ausdrucksweise. Sie kommt dabei ohne Gott aus. — Doch im andern hatte Frau Petermann wieder vorbeiprophetet. Warm und naß war der Frühling. Wie eine Mobilmachung, wenn der kommende Krieg alle Kräfte fordert, war er über das Dorf gekommen.

Verwundert hatten die Angehörigen der Familie Lepidus, Herr und Frau Hase, allerhand Männchen gemacht, die Rüssel gesiebt, spitz, gegen den Wind, und mit den großen schwarzen Hasenaugen dem Treiben zugeschaut. Dann einen oder zwei Tage später, seitdem Heinrich Wolters den Anfang machte, arbeiteten überall die Gespanne auf dem Felde. Tag für Tag wurde gepflügt, gergat, geschleppt und schließlich gesät. Dann erschienen all die wunderlichen, meistens rotzornig gestrichenen Maschinen auf den Ackerstüden und säeten den gelben Samen in die naßschwarze Erde. Und die Hoffnungen eines ganzen Jahres ruhte in diesen kleinen gelben Gerste- oder Haferkörnern, die außerdem das wunderfamste Geheimnis der Allmutter Natur umschließen. Das Geheimnis des Keims, das Wunder des Wachsens. Gewaltiger Mächte tiefstes Walten offenbart sich in heidem: das Gleichnis des Vergänglichen, die Macht des Ewigen. —

Nichts von all dem sagt die Drillmaschine, wenn sie genau und sauber, bis aufs Pfund, den Samen in die Erde senkt.

Vor dieser Maschine hatte ein Verdienter des Hasengeschechts, ein alter wohlhabender Kammeler nicht wenig Furcht. Er hatte sie, wie Frau Petermann die Deuwelswagen, die Autos. Und er meinte, nicht allzuweit, am Waldebrande, da läge noch eine schöne, bessere Welt, wo derartige Maschinen unter den Bauern noch unbekannt seien. Dort säe der Bauer noch aus dem weissen Beintuch. Der alte Kammeler hatte von seinem Standpunkt aus Recht, aber dort bruchsen die Bauern auch die kürzeste Zeit. Doch das störte ihn, den alten Feldhasen, wenig. Die „gute, alte Zeit“ bei den Bauern war seine Zeit.

Drei Wochen hatten die Bauern des Dorfes reichlich für die Saat zu arbeiten, und der kräftigere Roggen, der den Winter besser überstanden hatte, wurde schon übermütig unter der Sonnenwirkung. Er bedeckte schon die ersten Märzhasen, und die alten trieben abermals ihre lustigen Liebespiele, ohne Furcht vor



den Menschen, die ihnen erst gefällig wurden, wenn der Wein im Herbst über die stehenden Stoppeln pfliff. Selbst mit den dümmen Dorfblöden wagten sie gern ein kleines, lustiges Nennen. Ein paar Galen, und Nero machte schnaufend ein dummes Gesicht, wenn der Gais mit schlanten Sprüngen verschwand.

Die Gesspane und die Bauern waren jetzt auf den Kartoffelfeldern, und das Reich des flüchtigen Gais wurde immer weiter. Die Ente sah in den Dorfschlüchern, die in der Zeit des Kohlenmangels in Polen entstanden waren, und die manche Wiese stark verschandelt hatten. Und wo Heinrich Wolters rechnete und überlegte, wie er das damals notwendig gewordene Loch wieder auffüllen könnte, brüllte die Ente wohligh durch den warmen Herbsttag. Der Fuchs blieb ihr fern, weil er hier nicht herkommen konnte, und der Herr Erpel trieb sich auf seine — männliche — Weise in der Welt umher. Er hatte seine Pflicht getan. Nur zeitweise folgte der Storch lächerlich langweilig in ihrer Nähe und wühlte unter dem Strohhaufen, das mit seinem Geplurre alle Abend alle Welt hörte. Geschrei und sinnloses Lachen.

„Ja, ja,“ meinte dann Frau Petermann, deren Haus nach hinten zu gegen die Wiesen lag, „der Roggen hat sich ziemlich schön wieder erholt.“ „Ich hätte das gar nicht gedacht. Aber es wird doch wohl ein trocknes Jahr geben.“ „Die Frösche quaken so laut und der Wind kommt aus dem kalten Nord, wo er immer alles so trocken her macht.“ „Diese Deiwelwägen,“ denn eben brauste das fünfzigste Auto den Tag vorbei. Der alte Petermann aber freute sich der stärkeren Mächte in der Welt, denn er hatte nie viel zu sagen gehabt. Er lächelte schadenfroh in seinen grauen Bart.

Ob er den neuen Stall wohl bauen sollte, überlegte Heinrich Wolters sorgenvoll. In diesem Punkt schwankte er, denn er wußte nicht, wie es mit dem Erbecht kommen würde. Eine heimliche Angst haßte sich dann in der Hosentasche gegen das Unstümme einer Vergangenheit, deren Teil er war, und gegen das Unrecht der Gegenwart, die er nur auf seinem Acker messern konnte, weil er sie politisch nicht in ihren letzten Kräften begriff.

Doch abends, nach arbeitshartem Tag, dann klingt im Dorf allerlei Musik. Nicht weit, in dem Häuschen, dessen Strohdach fast die Erde berührt, klagt der im Kindesalter nach böser Krankheit erblindete Janel in schweremühtigen Weisen auf einer Gambaharmonika das Leid seiner Seele. Dazwischen eine Geige, lauchzend, weil die schwarze, feingelenkige Stafia dem Geiger Gesellschaft leistet. Laut quarrt aus legend einer Langziele von Posen oder Berlin Jazzmusik dazu. Da nämlich die Fenster eines großen Bauernhauses geöffnet sind, ist diese Kulturleistung der Großstadt weit vernehmbar. Wie Wochenend am Wannsee. Gottselb dank nicht ganz so!

Dichter und schwerer sinkt die einschlafende Nacht, und durch ihr schmeißendes Dunkel bringt das Rischen verliebter Burschen und Mädchen. Da spielen Kräfte des Blutes stärker als alles, das der Tag sieht. Fremdes, flawisches, heiß aufbegehrendes Blut drängt zum eignen. Das ewig lodende Spiel der Gegensätze. Doch in diesem naturmächtigen Liebespiel entscheidet sich viel vom Schicksal des deutschen Volkes. Hier geht es durch Blut und Kriebe um die Stärke seiner Zukunft. Denn hier ist Liebespiel; Masse gegen Masse, Blut gegen Blut, Glaube gegen Glaube. Doch stark sein für uns heißt: Blut bei Mut, Masse bei Masse, Glaube bei Glaube bleiben.

Lauchzend klingt das flawische Lied der Geige zu den Sternen, und Stafia träumt von der Lust vergangener Nächte — vom Tummel ungewohnter Leidenschaft. Und sie träumt von billigem Raubkauf, von einem Hof, den sie mit ihrem Geiger bewirtschaften will. Denn schließlich: ewig können diese Kolonialen, diese Deutschen doch nicht im Lande bleiben. So träumt sie.

Hans Hermann.

### Ein empfindlicher Poet.

— Paris. Der bekannte französische Dramatiker Henry Bernheim — sein „Dieb“ war vor einigen Jahrzehnten ein dauerhafter Kassenerfolg auch der deutschen Bühnen — ist ein ausgesprochener Feind allen Roms. Er braucht absolute Ruhe, wenn er mit seiner Muse Verkehr pflegt, also wenn er an einem seiner Stücke arbeitet. Als er im vorigen Jahre eine Etage in der Rue de l'Université mietete, war sein erstes, einen Architekten damit zu beauftragen, sein Arbeitszimmer „geruchfrei“ zu machen. Der Hausbesitzer empfahl dem Dichter seinen eigenen Architekten, und dieser brachte Doppelwände mit Isolierfüllungen an, die, wie er behauptete, selbst das leiseste Geräusch vom Allerheiligsten Bernheims fernhalten würden.

Aber er hatte wohl nicht mit der Ueberempfindlichkeit des Poeten gerechnet, denn kaum hatte der in dem neuen Arbeitszimmer seine Komödie „Judith“ aufgenommen, als er schreckensbleich vernahm, wie sich nebenan jemand — die Nase schneuzte. Die heilige Inspiration war futsch, fluchend warf der Dichter den Federkiel von sich. (Denn er arbeitete noch mit dem saubsten Federkiel, da ihm die Schreibmaschine zu laut ist.) Als wenige Tage darauf die Restrechnung für den Umbau in Höhe von 40 000 Francs präsentiert wurde, verweigerte Bernheim die Zahlung und erhob Gegenansprüche, die nunmehr Gegenstand einer Verhandlung vor dem Zivilacten sind.

Der Nichtvertreter des sensiblen Dichters legte dem Gericht eine Abrechnung vor, aus der erhellte, daß der Dichter, um seine „Judith“ vollenden zu können, gezwungen gewesen ist, sich fünf Hotelzimmer zu mieten, — eines oben, eines unten, und hier die beiden Räume rechts und links davon — und schließlich noch nach dem stillen Axxaxion zu reiten, wo er die letzte Hand

an das Werk legte. Das alles hat ihn in riesige Ausgaben gekostet, die bis jetzt auf etwa 100 000 Francs angelaufen sind —

Der Dramatiker Bernheim fand ein ihm wohlwollendes Gericht. Es verurteilte den Architekten zu 21 707 und den mitschuldigen Hausbesitzer zu 10 000 Francs Schadenersatz. — Und nun möchte man nur noch über eine Zukunft haben: wieviel verdient eigentlich Bernheim, der doch gerade nicht zu dem feinsten und führenden Köpfen der zeitgenössischen französischen Literatur gehört, an solch einem Bühnenwerk, dessen Geburt ihm so ungeheure Spesen verursacht hat?

### Der Komiker im Drama.

— Paris. Schuster, bleib bei deinen Leisten! Dies gilt nicht nur für den Schuster allein, sondern in übertragenem Sinne auch für den, der einen braven Stiefelmacher zumutet, z. B. einen Anzug anzufertigen. Das beweist ein Vorfall, der sich jetzt in der französischen Provinz zugetragen hat.

Dort trat nämlich bei einer Wohlthätigkeitsvorstellung der in Paris bekannte Variétékomiker Celmas auf. Nun sollte als Abschluß der Vorstellungen ein kurzes Drama in Szene gehen, bei dem jedoch einer der Mitwirkenden fehlte. Der Spieltheater überlegte nicht lange, sondern zwang den Komiker, die Rolle des Betreffenden zu übernehmen, obwohl Celmas beteuerte, daß es nicht fürs Drama lauge. Es handelte sich bei dem Drama um ein verunglücktes Unterseeboot, dessen Besatzung zum Erstichtungsstod verurteilt ist. Nur einer der Seeleute kann gerettet werden und übernimmt die letzten Wünsche seiner zurückbleibenden Kameraden. Der eine bittet, seiner alten Mutter zu sagen, daß er furchtlos gestorben wäre, der zweite fleht, sich seiner drei kleinen Kinder anzunehmen, und so fort. Schon wurde Schlussgeklänge und Räuspern im Saale hörbar, da kam die Reihe an Celmas, der ebenfalls die Rolle eines der Todgeweihten spielte. „Und du, mein Freund?“ wandte sich der scheidende Kamerad an Celmas. „Ich — nun ja, ich,“ sagte Celmas, „ich — ich, nun ja, ich bin ein Waisenknecht. Wenn du jedoch zufällig in Paris den Direktor des Olympia-Theaters begegnen solltest, frage ihn doch bitte, ob er nicht so freundlich sein wollte, darüber nachzudenken, daß auch ich einmal eine Woche Urlaub nötig habe.“

Die Nachsage, die dieser Antwort folgte, blieb nicht allein auf die Zuhörer beschränkt, sondern ergreif auch die Schauspieler, wodurch das ganze Drama ins Wasser fiel. Und Lachen stimmte schließlich, so daß niemand Celmas Scherz sonderlich übel nahm. Aber immerhin: Schuster...

### Aus aller Welt.

Eine neue Komödie von Gerhart Hauptmann. Gerhart Hauptmann schreibt gegenwärtig eine neue Komödie nach Claude Lilliers' geistlichen Roman „Mein Onkel Benjamin“.

Die größten Hotels. In der ersten Hälfte des Jahres 1927 sind in den Vereinigten Staaten Nordamerikas nicht weniger als 307 neue Hotels mit 56 488 Zimmern erbaut worden. Die Baukosten betrugen 258 Millionen Dollar (1083,6 Millionen Mark), davon entfallen 57 Millionen Dollar auf die Einrichtung. Allein im Staate Illinois wurden 47 neue Hotels gebaut, die 10 876 Zimmern umfassen. Die fünf größten Hotels der Vereinigten Staaten sind jetzt Stevens Hotel in Chicago mit 2300 Zimmern, Kemishlania Hotel in New York mit 2200 Zimmern, Commodore Hotel in New York mit 2000 Zimmern und Hotel Savoy Plaza in New York mit 1900 Zimmern.

Die Erbschaftsteuer des Warenhauskönigs. Amerikanische Blätter berichten, daß die Steuerbehörden den Erben des verstorbenen Warenhauskönigs Roman Wanamaker eine Erbschaftsteuer von 15 Millionen Dollar auferlegt haben. Die Hinterlassenschaft Wanamakers wird auf 80 Millionen Dollar geschätzt. Auf Hinterlassenschaften von mehr als 10 Millionen Dollar muß in den Staaten 20 Prozent Erbschaftsteuer gezahlt werden.

Auch ein Rekord! Die Frauen haben in den verschiedensten Dingen einen Rekord geschaffen: im Tanzen, Tennis, Schwimmen, Turnen, Essen und Gungern. Nun haben sie einen neuen Rekord errungen, und zwar im Strumpfsticken. Die Weltmeisterschaft im Stricken hat ein Fräulein Bernad errungen, die in 87½ Minuten eine Herrensocke mit fünf Stricknadeln hergestellt hat.

### Fröhliche Ecke.

Die Parole. Für die nächsten vierundzwanzig Stunden war die Parole „Rubendorff“ ausgegeben.

Im vordersten Graben steht ein Posten.

Da kraucht im Drahtverhau eine Gestalt herum, die mit einem Spaten vorsichtig, aber eiligst bubbelt.

Der Posten ergreift eine der neben ihm liegenden Handgranaten:

„Wer da?“

„Rubendorff!“ schallt es zurück.

Der Posten legt die Handgranate wieder zurück.

„n Abend, Exzellenz!“

Schwere Aufgabe. Eine Sterbeszene wird geprobt. Aber der Regisseur ist mit dem Helden nicht zufrieden. „So geht es nicht,“ schreit er, „Sie müssen mehr Leben in Ihr Sterben legen!“

Verantwortlich: Gewissensrichter Robert Ghyra, Poznan.